

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

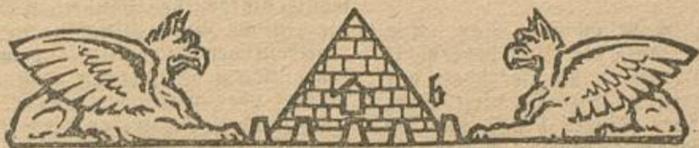
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1929

9.6.1929 (No. 23)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

18. Jahrg. No 23



9. Juni 1929

Ingeburg Caselmann / Klaus Groths „Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch“

Klaus Groth und sein „Quickborn“ sind auch dem Süddeutschen bekannte Namen, leider aber meist nur eben — Namen. Man weiß, daß Groth mit seiner plattdeutschen Gedichtsammlung sich ebenbürtig neben Hebel gestellt hat; im besten Fall kennt man dann ein und das andere Grothsche Gedicht in hochdeutscher Uebersetzung. Da wirkt es aber genau so fremd und akademisch-kühl, wie die Hebelschen in preussischen Lesebüchern („Zum Frühling sprach der liebe Gott“, statt: Der Liebgott het zuem Frühling gseit:), und doch bildet das Plattdeutsche eine Dornenhecke, die den Süddeutschen zurückschreckt und hindert, zum verwünschten, so wunderbar schönen Königskind vorzudringen.

Groth selber aber hat es nicht bei seiner poetischen Schöpfertat bewenden lassen. 1858 folgte dem Quickborn eine grundsätzliche Schrift: „Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch“^{*)}, in denen er Wesen und Wert des Plattdeutschen erörtert.

Groth geht nicht aus bloßem philologischen Interesse an seine Aufgabe; er spannt sie weit, wie einst die Brüder Grimm die ihrige, indem er beginnt: „Philosophische Fragen knüpfen sich an alles an. Wer nicht zuletzt strebt, mit seiner geistigen Errungenschaft wenigstens an die Lösung der großen Rätsel des Menschenseins heranzugehen, wen das Leben, und sei es das einer Blume, nicht an den Tod, die Regel an den Zusammenhang des Ganzen erinnert, wem nicht das Wissen eine Angelegenheit des Herzens wird, der weiß schon gar nicht.“

Er wirft dann zunächst der hochdeutschen Sprache vor, sie sei sehr undeutsch geworden, — nicht durch die Fremdwörter allein (vgl. das Englische mit seinen zahllosen Fremdwörtern, doch unüberhörtem angelsächsischem Geist), sondern durch Entdeutschung des Baues der Rede, des Satzgefüges. Satzbildung hängt mit dem Gedanken aufs engste zusammen, die Logik der Sprache selber wird angegriffen, wenn der Satzbau verdirbt. Zur Zeit Luthers zeigte das Deutsche noch ein Männerantlitz; die Sprache hatte echten, deutschen Charakter. Seit der Ausbreitung des Humanismus aber nahm man sich Cicero zum Hauptmuster der Rede: langatmige Perioden, Geschmacklosigkeit waren die Folge. „Der Sinn für Schönerheit und Bierat erstirbte den für Natur und Schönheit; man tat dem Genius der Sprache Gewalt an, und es war seine Stärke und Schwäche zugleich, daß er es leiden konnte und nicht ganz unterging.“ Hält man den Stil unsrer Zeit gegen den Luthers: wie charakterlos — abstrakt und blaß in Fleisch und Farbe! so finden wir's bei guten Schriftstellern, wie viel mehr noch in den Zeitungen und Zeitschriften, „von deren Undeutsch jeder Deutsche täglich sein Quantum zu sich nimmt.“ Das Plattdeutsche ist von diesen Fehlern vollständig frei! Um den eigentlichen Begriff des Plattdeutschen herauszuarbeiten, unterscheidet Groth dann zunächst, ohne damit wissenschaftlich abgrenzen zu wollen, Dialekt und Mundart. Unter Dialekt versteht er die in verschiedenen Landschaften verschiedene Aussprache gleichen Wortstoffes, unter Mundart die Verschiedenheit des Wortstoffes selbst. Das Plattdeutsche ist also eine deutsche Mundart; das Holsteinsche, Wämlische, Schlesische sind wiederum plattdeutsche Mundarten. Anders betrachtet: der Baum der deutschen Sprache besteht aus zwei Stämmen, einem hochdeutschen und einem plattdeutschen Sprachstamme; die Zweige an beiden Stämmen sind die Mundarten. Auch die

Schriftsprache ist nur eine Mundart, wenn auch das Edelreiß, als Trägerin der wertvollsten Früchte der Wissenschaft und der Poesie. Wieder anders angesehen: da die Mundarten vor der Schriftsprache da waren, so sind sie die Wurzeln, die dem Stamm der Schriftsprache Lebenskraft zuführen. Die Mundarten sind also durchaus kein verderbtes, verschlechtertes Schriftdeutsch, sondern dessen gesunde Grundlage, keine Karikatur der gebildeten Sprache, sondern „der Marmor, aus dem ihr Bild gemeißelt ist“.

Kern und Grundlage der neuhochdeutschen Sprachniederlegung ist die Sprache Luthers. Luther schrieb nach der Sprache der sächsischen Kanzlei, also im wesentlichen in seiner heimischen Mundart. Beeinflusst wurde seine Sprache auch von den Schriften seiner Freunde und Gegner aus verschiedenen deutschen Gauen, Schriften, mit denen er sich besonders genau befahte, sodas einiges aus anderen Mundarten in seine Sprache eingeflossen ist. Vom Plattdeutschen aber ist fast nichts in die neuhochdeutsche Schriftsprache seit Luther eingedrungen. Das wurde durch seinen älteren Lautstand verhindert; es hat ja die hochdeutsche Lautverschiebung nicht mitgemacht (z. B. Pfeife = Pip, Zeichen = Teken); Plattdeutsch ist die ältere Schwester des Hochdeutschen.

Die Hochdeutschen sprechen von der Armut des Plattdeutschen, von seiner Unfähigkeit, höhere Lebensverhältnisse, verwickelte Denkverhältnisse auszudrücken. Das Gegenteil ist der Fall. Fähig ist die plattdeutsche Sprache zu allem. „Wie sollte sie nicht, die die tiefsten Töne der Menschenbrust in Liebe, Leid und Tod (nicht etwa nur im Quickborn!) alle Tage ausspricht! Oder begrüßt der Vater seinen Erstgeborenen hochdeutsch? und flüstert der Bräutigam seine Liebe erst, wenn er sie übersehen kann? Oder ist diesen Leuten anders zumut, wenn Vater oder Mutter stirbt, als etwa einem Geheimrat?“ Fähig ist also das Plattdeutsche, das gerade an konkreten Ausdrücken (aus denen abstrakte ganz von selbst entstehen) Ueberfluß hat, zu allem, — nur gottlos noch nicht zu hohlen Phrasen der Konversation, des Kaufmanns- und Zeitungssdeutsch (Ich bin entzückt, Ihre werthe Familie in so ausnehmendem Wohlsein zu finden... Anbel übermache Faktura mit... wofür mich zu erkennen bitte...)!

Mit der politischen Einheit Deutschlands hat die Sprache nichts zu tun; die Schweiz, die Disseprovinzen sprechen Deutsch! Sprache ist eine ideale, keine reale Macht. (Wales mit seiner walisischen Sprache, ja Literatur, ist das Herz von England!) Die Idee der deutschen Zusammengehörigkeit hat tiefere, ethische Gründe. Durch Erhaltung des Plattdeutschen wird die politische (damals ersehnte, doch noch nicht verwirklichte!) Einheit also gewiß nicht gefährdet. —

In der Entwicklung der deutschen Literatur haben fast immer Süd- und Norddeutschland in der Führung abgewechselt. Norddeutschland vertrat dabei meist das verstandesmäßige, logische Element; die Form ist klar ausgeprägt. So hat Joh. Heinrich Voss, der Mecklenburger, den Hexameter für die deutsche Dichtung erobert. (Durch seine Homerübersetzung sind manche plattdeutsche Wörter unvermerkt ins Hochdeutsche geflossen.)

So auch kämpfte der zumeist aus Norddeutschen bestehende Göttinger Dain scharf für logische Reinheit und Sauberkeit des Satzbaus. Solche Erscheinungen innerhalb der hochdeutschen Literatur sind Einwirkungen der plattdeutschen Sprache, des plattdeutschen Volksgelstes. —

^{*)} Quickborn-Verlag, Hamburg.

Das Niederdeutsche hat nicht die Gymnastik mitgemacht, durch die das Hochdeutsche so unheimlich beweglich wurde, — seit Wolf im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts begann, philosophische Vorlesungen deutsch zu halten. Dadurch hat das Hochdeutsche an Abstraktionsfähigkeit sehr gewonnen; zugleich hat sich aber eine ungeheure Vieldeutigkeit der Begriffe herausgebildet. Das Plattdeutsche als nur gesprochene Sprache entbehrt der Übung in der Abstraktion. Dafür besitzt es die sinnliche Sicherheit und Klarheit! Es steht da wie der unbeirrte gesunde Menschenverstand.

Zu seiner sinnlichen Schönheit haben gerade die einfachen Menschen wesentlich beigetragen. Die Eindrücke der Außenwelt auf sie sind mächtiger als bei andern. Der Fischer und Schiffer betrachtet und empfindet Himmel und Meer so häufig, so nachdrücklich, daß die Eigenschaften, mit denen er sie belebt, die Vergleiche, die er anwendet, immer bedingungslos richtig, treffend und genau und darum fast immer schön sind; denn die Schönheit sprachlicher Bilder besteht hauptsächlich in ihrer Richtigkeit und schlagenden Wahrheit. Das Empfinden dafür ist im 19. Jahrhundert immer schwächer geworden.

Man muß darum wieder wie Luther, „unter das Volk gehen, ihm auf das Maul sehen“, den Schatz seiner Bilder und Vergleiche nutzen: die Mundart ist unerforschlich für die Schriftsprache.

Das gilt vom Plattdeutschen noch im besonderen Sinn. Die plattdeutsche Sprache hat einst mit der Hanse die Welt beherrscht; sie beherrschte noch das Meer (oder teilt sich in die Herrschaft mit ihrer englischen Halbschwester). „Heeren befehlt sie nicht mehr wie zur Zeit Wittelinds, aber wenn der Sturm braust und die Wogen schallen, dann sind es noch immer plattdeutsche Worte, die Gangspill und Steuer lenken, die Ruhe und Festigkeit wecken in manches braven Mannes Herz.“ Wie die Sprache der Odyssee und der Ilias ist Plattdeutsch eine Sprache des Meeres. Es ergänzt geradezu die Schriftsprache in dem Gebiet der Anschauung des Meeres, das Bild und Phantasie in lenkt, — mit unendlicher Sehnsucht und unendlicher Ruhe. Ohne diese Anschauungen ist der niederdeutsche Charakter gar nicht zu verstehen. Was deutsche Kunst und Literatur daraus gewinnen kann, sieht man an der Homerübersetzung des plattdeutschen Volk, die so keinem Binnenländer möglich gewesen wäre.

Einen weiteren Vorzug besitzt das Plattdeutsche vor dem Hochdeutschen, zu dessen Würdigung man die Bedeutung des germanischen Verbums betrachten muß. In den germanischen Sprachen ist das Verbum recht eigentlich das Hauptwort; es zeichnet die Anschauung, in ihm selbst liegt eine Bewegung („die Sonne geht auf“). So wird uns überhaupt ein Wort erst recht klar, wenn wir es auf ein Verb zurückführen können (z. B. Tugend von taugen).

In der heutigen Schriftsprache aber erstirbt das Verbum, — besonders dadurch, daß man seinen Begriff herausheben will; dazu preßt man ihn in ein abstraktes Substantiv, das mit einem erblassenden Tätigkeitsbegriff verbunden wird; z. B. statt anfangen sagt man „Anfang nehmen“. Diese Auflösung droht fast, das einfache Verbum zu verschlingen (Ausgang nehmen, Einfluß üben, Bezug nehmen, in Beziehung setzen, in Aussicht stellen, in Betracht ziehen usw.) Die Form ist anmaßend; sie steht bedeutungsvoll aus gegen das schlichte Verbum, ohne es innerlich zu sein. Das Plattdeutsche, dessen Verbum noch vollständig lebt, kennt solche Wendungen nicht; es nährt sich ganz aus der Anschauung und will mit seiner Sprache wirklich nichts als: seine Gedanken klar machen.

Zum Heile, gerade auch für das Hochdeutsche, die gelehrte Schwestersprache, erstrebt darum die neuplattdeutsche Bewegung, ihr die plattdeutsche Sprache lebendig zu erhalten.

Die neuplattdeutsche Literatur ist nicht ohne Ahnen. Schon in den Zeiten des Hengist und Horsa im 5. Jahrhundert haben an der Eider, an Nord- und Ostsee plattdeutsche Verse geklungen. Die wanderten mit nach England und sind als angelsächsische Gedichte aufbewahrt, wie das Beowulflied. In Deutschland selbst ist der Heland das älteste plattdeutsche Gedicht. Für einen großen Zeitraum fehlt dann die Aufzeichnung plattdeutscher Poesie. Nach der Reformation sind durch lebendige Uebersetzung nur einige einsame Klänge bis zu uns gedrungen, wie das wunderbar schöne Volkslied von den zwei Königskindern.

Der erste ernste Versuch neuer plattdeutscher Poesie ist Groths „Quickborn“ (1852). Ihm folgte bald eine Reihe anderer Schrift-

steller, bei denen man aber die Harmonie zwischen Sprache und Gedanken vermist; ja, zum Teil sind diese Werke unter dem alten Vorurteil gegen die Volkssprache entstanden; man brachte nicht das Beste, sondern das Gemeine. Der Held der Gedichte ist meist ein Bauer, dessen dummes Erstaunen über irgend einen städtischen Fortschritt die Würze hergibt. „Das sollte Natur sein — und gab nicht einmal die Wirklichkeit wieder; denn der niederdeutsche Bauer ist nicht dumm und auch nicht leicht in Erstaunen zu setzen.“

Diesen Irrweg hat besonders Fritz Reuter in seinen Länken und Rimels eingeschlagen. Deren Plattdeutsch ist gewandt, Reim und Rhythmus sind natürlich, aber nur plumpe, unwissende oder schlaue, schmutzige Figuren werden uns vorgeführt. Das ist keine Blüte des Volkslebens, keine Volkspoesie. Es ist roh, und Roheit ist doppelt gefährlich bei einer erst wieder erwachenden Volksliteratur. „Wer dem Herzen des Volkes seine Stimme leihen will, der muß den Willen und die Neigung haben, das Edle zu sehen, dann wird er dafür bald das Auge und den Ausdruck gewinnen.“

Die Schrift Groths ist mit großer Herzenswärme geschrieben. Er ist der Ritter, der für seine Frau kämpft, die Verkannte, Beleidigte verteidigt. Das war damals in mehr als einem Sinn nötig. Immer wieder merkt man, wie er das Plattdeutsche gerade vor den Angriffen treuentscher Patrioten schützen muß. Alles erstrebte die deutsche Einheit, meist im großdeutschen Sinn („soweit die deutsche Zunge klingt“), und viele befürchteten von einer neuplattdeutschen Literatur eine so scharfe Trennung von nord- und süddeutschem Empfinden, daß die politische Einheit dadurch erschwert oder verhindert werde. Die Haltlosigkeit dieser Befürchtung sucht Groth immer wieder nachzuweisen. Doch auch vor manchem ihrer Freunde muß er die junge Bewegung schützen. So war Groths scharfe Kritik an Reuters harmlosem Erstlingswerk berechtigt. Er konnte Reuters Entwicklung nicht ahnen und mußte sein eigenes Lebenswerk, plattdeutsche Dichtung ebenbürtig neben die hochdeutsche zu stellen, durch die Schimären gefährdet sehen, die den niederdeutschen Volksscharakter verzerrt wiedergaben. Später hat er dem großen Erzähler, dem Schilderer der Festungs- und Franzosentid mit ihrem Humor und ihrem erschütternden Ernst, dem Schöpfer des unsterblichen Präfigtypus, seine volle Bewunderung gezollt.

Aus der verachteten Stellung, in die das Plattdeutsche seit dem Eindringen der hochdeutschen Schriftsprache (nach der Reformation durch die hochdeutsche Bibelübersetzung Luthers) allmählich geraten war, ist es in den fast 80 Jahren seit Groths bahnbrechendem Werk und seinem unablässigen Wirken herausgehoben worden. Der Niederdeutsche liebt seine Muttersprache bewusster als einst, und er weiß, daß er es Klaus Groth zu verdanken hat.

Der Süddeutsche, dem es zu mühevoll scheint, die sprachlichen Schwierigkeiten des „Quickborn“ zu überwinden, greife zu den Briefen über Hochdeutsch und Plattdeutsch. Sie werden ihn bereichern, auch wo er anderer Meinung ist, wo er sieht, daß Groths Anschauung doch hin und wieder zeitlich umgrenzt ist, oder daß ein vorgefaßtes Gefühl ihn Werturteile aussprechen läßt, denen wir heute nicht mehr ganz zustimmen. Manchen hochdeutschen Dichter, wie Lenau mit seinen genialen Bildern, die die Poesie in eine andersgeartete Ebene heben, versteht Groth aus einer gewissen niederdeutschen Nüchternheit heraus nicht. Recht hat er da nur, wenn er fürchtet, Vergleiche, wie sie Lenau braucht, könnten bei kleineren Geistern Schule machen, Manier werden: — dann könnte wirklich alles gesunde Sprachgefühl erlöset werden.

Wo Groth von Vorzügen der Mundart spricht und insbesondere ans Plattdeutsche denkt, kann man häufig mit demselben Recht das Alemannische anführen, dessen volkstümliche Kraft ja nicht nur in Hebels Gedichten lebt, sondern auch seine hochdeutsche Prosa zum wahren Schatzkästlein gemacht hat. Und in unseren Tagen wäre Bürte ohne den alemannischen Wurzelboden auch in seinen hochdeutschen Werken nicht denkbar, weder mit seinem Wesen, noch mit seiner schöpferischen Sprache; auch hier sind Volksgeist (Volk ganz in dem edlen Sinne Groths empfunden) und Volkssprache eins! — Die ganze Schrift Groths regt zu selbständigem Nach- und Weiterdenken an; und damit ist auch ein Hauptzweck dieses ernsten Dichters und Denkers erreicht, nämlich, daß wir redend nicht fertige Schablonen brauchen und so die Sprache weiter erstarrten lassen, sondern daß wir unsere Sprache bewußt empfinden und als Lebendiges erleben und lieben: dann sind auch uns Sprache und Volksgeist zum Quickborn, zum „lebendigen Quell“ geworden.

Gottlieb Graef / Jugendliche Poeterei*)

Die Poesie ist dem Gedanken was für den Körper die Seele bedeutet.

Alex. Vinet

Jeder phantasiebegabte schönheitsfrohe Mensch hat schon in den Kinderjahren, wenn auch unbewußt, mehr oder weniger das Bedürfnis, die aus den Erscheinungen der Natur und des Lebens gewonnenen Eindrücke, seine Erlebnisse, Empfindungen und Gedanken zu poetischer Stimmung zu verdichten und in ein künstlerisches

*) Diese Ausführungen sind einer Familiengeschichte entnommen, womit ihre subjektive Färbung entschuldigt sein mag.

Bild zu bringen. Wie die Sonne dunkle Wolken golden umrandet oder in rosiges Licht taucht, so ist die kindliche Einbildungskraft bestrebt, die nackte Wirklichkeit in ein ideales Gewand zu kleiden und die natürlichen Dinge mit einem verklärten Schein zu umhüllen, ihnen einen übernatürlichen Sinn unterzulegen oder sie romantisch zu deuten. Schon frühzeitig trat auch bei mir diese Neigung hervor mit einem starken Einschlag ins Idyllische und Romantische. Und vollends hielt im Lenz des Lebens poetische Schwärmgeister in Verbindung mit dem Wahn und Traum des Herzens die Seele gefangen. Obgleich in dieser ein erster Verlust jahrelang schmerzlich nachzitterte, bewahrte vor verhängnisvoller

Begriffung des Schmerzes vornehmlich dessen unwillkürliche Verdringung zu poetischer Stimmung und die thematische Verarbeitung in lyrischer Form. Aber auch in den Mannesjahren war neben den Pflichtgeschäften ein Leben ohne ständige poetische Nahrung nicht möglich, sie ist unentbehrliches Bedürfnis, wie die Luft zum Atmen. Es ist ein anhaltender Schönheitsdurst, dessen Befriedigung zwar einen vorübergehenden Stillstand des Verlangens bringt, zumal wenn sie zur Schönheitsstrunkenheit wird, der aber gleichwohl im nächsten Augenblick schon wieder „im Genuß nach Begierde verschmachten“ läßt. So führen die meisten Menschen ein Doppelleben, wie ein Amphibium, halb auf dem trockenen Boden nützlicher Lern- und Berufstätigkeit, halb in den wogenden Fluten der Phantasie. Leider überwog diese bei mir nicht selten das nüchterne Denken, was dem geistigen Schaffen nicht gerade förderlich, sondern oft recht hinderlich war, weil sie die nötige Konzentrierung beeinträchtigte.

In den Kinderjahren waren es bald die goldenen Strahlen der Morgenröte, die in unser nach Süden gelegenes Kinderzimmer hereinfluteten und darin eine verklärte Welt und eine poetische Atmosphäre schufen, bald die wunderbaren Eisblumen an den Fenstern desselben Zimmers mit den sächerförmigen Farnkrautblättern, den spießigen Grashalmen und dem krausen Laubwerk, aus deren üppigen Formverschlingungen die kindliche Schaukraft morgens vom warmen Bett aus eine Märchenwelt mit tropischer Pflanzenpracht, einen Sommer im Winter hervorzauberte. Wie mäßig auch war es und von welch beruhigender Behaglichkeit, wenn an kalten Winterabenden das Feuer im Ofen brummt, die darin stehende Tee- oder Kaffeekanne ihr eintönig Lied sang, die Kasse mit dem Spinnrad zuweilen schnurrte und die traute Lampe ihr mildes Licht über den Tisch verbreitete, indes draußen der Sturm braute und der erregten Einbildungskraft schaurige Geschichten zuraunte von den Wäldern und Geisterhohlräumen, durch die auf den Fittigen des heulenden Windes das Wilde Heer gezogen kam, oder wenn das geheimnisvolle Klingeln des Pferdgerölls eines auf der tiefschneitigen Straße geräuschlos vorbeifahrenden Schlittens in der Ferne verhallte und die Vorstellung des umgehenden Christkinds erweckte. Das nächtliche Knarren der Wetterfahne ward als lalendes Gespräch gedeutet, das die Nachbarhäuser in halbwachem Zustand miteinander führten. Mit nicht geringerem Interesse verfolgte morgens vor dem Aufstehen das forschende Auge die ausgedehnten Verzweigungen der vielgestaltigen feinen Risse in der Gipsdecke über der Lagerstatt. Aus ihnen schuf die geschäftige Phantasie heimliche und exotische Landarten, auf denen der noch halb träumende Blick Reisen in's alte romantische Land unternahm. Oder es war das traute Gähnen hinter dem warmen Ofen, wo man sich in der Kinderzeit jeweils an den Wintermorgen, wemöglich noch im Hemd, als erstes vor den andern Geschwistern einzunisten suchte, während tagsüber die durch einen Vorhang abgeschlossene alkovenartige Nische in der Großmutter Zimmer mit ihrem geheimnisvollen Dämmerlicht für die kindliche Spielfreude einen versteckten heimlichen Winkel und abgeschlossenen Zufluchtsort abgab gegenüber der nüchternen Alltagswelt „mit ihrer Strahlen eiler Sonne.“

Daneben fand das romantische Bedürfnis willkommene Nahrung in den Mauern und Turmresten der alten Stadtbefestigung und der herrschaftlichen Wasserburg, besonders aber im Kirchhof der altersgrauen epitaphengeschmückten St. Jakobskirche mit ihrer malerischen Grabkapelle, ihren Maßwerkfenstern und ihren Strebevorwerkern, sowie im Schlossgarten an dem stattlichen Kirnauwall und den in das Tuffsteinmassiv des Tanzbergs gehauenen Wandelgängen und Grotten.

Mit eigentlicher Poesie wurde ich im zehnten Lebensjahr bekannt. Es war kein Geringerer als Friedrich Schiller, der als erster Dichter mir im Leben entgegentrat und dessen hinreichende Gestaltungskraft das Knabenherz in dem Disput zwischen Franz Moor und Daniel alsbald mächtig ergriff und mit heiliger Ehrfurcht erfüllte, zumal ich mich in der letztgenannten Szene bei meiner frühzeitigen Kenntnis der Apokalypse auf heimlichem Boden besand. Sowohl in den lebendigen farbigen Bildern, wie in der durch edle Form, schwungvollen Rhythmus und melodischen Reim aufs höchste gesteigerten Wucht der Sprache empfand ich zuerst die ganze heilige Macht und Schönheit der Dichtkunst. Schiller erschien mir damals nicht allein als ein großer Dichter, sondern als der Dichter überhaupt. Sein Bildnis konnte ich nur mit ehrfürchtiger Andacht, wie das eines Heiligen betrachten.

In den Wertheimer Pennälerjahren bildeten die Werke unserer Lyriker das Paradies, in das ich mich aus der rauhen Wirklichkeit des Alltagslebens, wenn ich mir darin die Flügel wundgestoßen hatte, in den Mußestunden zurückzog. Das subjektive lyrische Empfinden entsprach dem damals noch stark verträumten Gemüt und Geschmack mehr als das objektive Epos und das Drama, wie überhaupt die Jugend in erster Reihe für Poesie in gebundener Sprache empfänglich ist, während das Alter mehr nach der dramatischen und philosophischen Seite neigt und meist der Prosa den Vorzug gibt. In der Jugend herrscht eben die Anschauung, im Alter das Denken vor. So flüchtete ich mich denn an den freien Mittwoch- und Samstag-Nachmittagen gern mit einem Gedichtsbändchen oder mit sonstiger schöner Literatur an einen einsamen Ort in der Umgebung der Mainstadt, nach dem Hexenwiesle und dem Hirschor oder nach dem obersten Bollwerk der Burg, um hier

auf dem Rasen liegend im Schatten eines Haselnußstrauchs ungestört mich poetischem Genießen hinzugeben oder eigene Empfindungen und Gedanken in schwärmerische Verse zu gießen.

Namentlich war es die blaue Blume der Romantik, nach der sich die traumverlorene, schönheitsdürstende Seele unbewußt sehnte und der ich in den Gedichten des gleichzeitig in Wertheim wohnenden Alexander Kaufmann, sowie in der in jenen Jahren aufgenommenen Neclamschen Universal-Bibliothek nachging, ohne ihrer jedoch recht habhaft zu werden. Erst in der Muse des größten deutschen Lyrikers und in den Tondramen Richard Wagners sollte sie mir in ungeahnter Fülle, klassischer Schönheit und vollendeter Pracht erblühen.

Durch einen glücklichen Zufall warf eines Tags in meine poetische Traumwelt ein am deutschen Dichterkönig glänzender Stern erster Größe sein strahlend Licht, dessen Zauberhaftigkeit wie eine überweltliche Offenbarung wirkte. Auf einer im Sommer 1874 mit meinem Wertheimer Klassenkollegen Adolf Nebel, dem späteren Weinheimer Arzt, unternommenen sonntäglichen Fußwanderung über die Höhe nach Miltenberg sang mir dieser ein mir bis dahin unbekanntes Lied, das mich durch seine schwermütige Weise, vor allem aber durch den wunderbaren Wortlaut seiner zwei Strophen aufs tiefste ergriff. Es war Heinrich Heines Lied vom „Meiß in der Frühlingsnacht“. Damit war das Schicksal meines poetischen Denkens und Empfindens auf Jahre hinaus besiegelt.

Mit leidenschaftlicher Begier und traumseliger Begeisterung wurden das Buch der Lieder, die Nordseebilder, Romanzero, Wintermärchen, Atta Troll, und wie die Perlen heißen, verschlungen. Ihr bestrickender Zauber, süßer Schmelz und unvergleichlicher Wohlklang, sowie die ihnen eigene plastische Anschaulichkeit und hochpoetische Stimmung bewegte im Verein mit der bewundernswerten Schlichtheit und der scheinbaren Kunstlosigkeit der Form, wie der gedungenen Kraft, Knappheit und Klarheit des Ausdrucks die Seele in ihrem Tiefsten. Obgleich, wie schon erwähnt, seit dem zwölften Lebensjahr lyrische Neigungen und Anregungen die Vorherrschaft behaupteten, hatte doch keine Dichtung zuvor mein Gemüt so von Grund aus ergriffen wie die Liederblüten des Düsseldorf ungeborenen Lieblings der Grazien, deren bezaubernder Duft mich in einen geradezu narkotischen Rausch versetzte. Wenn ein Dichter seinen Leser zu solcher Höhe der Stimmung emporzutragen und ihn in ein Meer solch unbeschreiblicher Schönheiten untertauchen zu lassen vermag, dann ist er für uns der geniale Künstler, hinter dem das zuweilen etwas Allzumenschliche seines Wesens verschwindet. Von dem menschlichen Teil eines Genies verlangen, daß es ebenso hoch stehe wie sein göttlich Teil, sein Geist, ist ebenso töricht wie die Forderung, daß das Licht keinen Schatten habe. Man mag über Heines ethisches Empfinden und politische Stellung denken wie man will, nur wiederhole man nicht die von seinen Gegnern aufgestellte Behauptung, daß selbst seine schönsten Gedichte bloße Mache und nicht aus innerer Empfindung heraus geboren seien. Soviel steht wenigstens für mich fest, daß nur ein ganzer Dichter von tiefstem, wärmstem Gemüt, der mit dem eigenen Herzblut niederschreibt, was sein Innerstes bewegt, solche herzbewegende Töne anzuschlagen vermag, wie sie inniger keinem andern deutschen Lyriker, selbst Goethe nicht, zur Verfügung gestanden sind. Es ist eine Schande für das deutsche Volk, daß es dem teils verständnislosen, teils antisemitischen, teils hypertentischen Gegnern Heines bis in die neueste Zeit gelungen ist, jede äußere Ehrung dieses durch und durch deutschen „Ritters vom heiligen Geist“, den Nietzsche als eine europäische Begebenheit und das letzte Weltereignis der Deutschen feiert, zu hintertreiben, indes allenthalben in deutschen Vaterland unzählige Mittelmaßigkeiten ihr sonst nur ephemeres Dasein in Erz und Marmor künstlich weiter fristen. Gleichwohl ist und bleibt Heinrich Heine der große, deutsche Künstler, der unsere Muttersprache mächtiger sprach als alle deutschen Willkürer oder Schulzens.

Nachdem schon früher eigene Empfindungen und Erlebnisse des Herzens eine dichterische Ausdrucksform gesucht und gefunden hatten, sproßten nun auf dem Nährboden Heinescher Lyrik die Blumen meines poetischen Empfindens üppig empor, zumal in der Zeit, da Lenzesgebot, die süße Not, es mir in die Brust gelegt. Behauptet doch schon Platon, daß jeder, dem Gros naht, zum Dichter wird, blieb er zuvor auch den Musen fremd, während Wieland drastisch meint, daß in solcher Zeit einen das Versmachen wie das Bauchgrimmen antomme. Mich hatte damals der furor poeticus vollständig ergriffen. Ernsthaft bekam ich's freilich nur mit dem Lyrischen zu tun, während die übrigen Gefilde des Parnasses nicht zu Schürfungen anreizten. Es waren meist melancholisch-schwärmerische Ergüsse eines vom ersten süßen Leid bedrängten Pennälerherzens, das am liebsten sterben möchte, um zur Ruhe zu kommen. Leider hatte ich in jener Zeit, da ich, des Gottes voll, aus dem kaskadischen Quell schöpfte, nicht den Mut, gleichgesinnten Freunden Einblick in mein olympisch Hekligum zu gewähren, was dem übervollen Herzen so not war. Ein halbes Jahrhundert später beklagten Heinrich Bierordt und ich es tief, daß sich unsere damalige Wertheimer Kameradschaft nur auf einen äußerlichen Verkehr beschränkte und jeder seine schöngeistigen Wege allein gehen mußte, indem verschiedene Klassenzugehörigkeit in Verbindung mit einer gewissen Seelenscham uns hinderte, einander sub specie Apollinis näherzutreten. Bierordt hat diesem unserem beiderseitigen Empfinden Ausdruck gegeben mit den Worten:

Jeglicher von uns trug einsam
Seiner Jugend sonnig Glück,
Heute schauen wir gemeinsam
Auf die goldne Zeit zurück.

Freilich hielt die dichterische Eingebung nur so lang an, als ungestillte Sehnsucht nach dem Gegenstand, dessen Besitz als Inbegriff höchster Glückseligkeit erschien, das Herz in schmerzlicher Walsung hielt. Diesen durch die ganze Natur gehenden Zug, den Schopenhauer den Seufzer der Gattung nennt, hatte Justinius Kerner zweifellos im Sinn bei der schönen Strophe:

Poesie ist tiefes Schmerzen,
Und es kommt das echte Lied
Einzig aus dem Menschenherzen.
Das ein tiefes Leid durchglüht.

Alles das beweist wiederum die große Wahrheit, daß Bedürfnis und Schmerz stets positiver, Befriedigung und Besitz dagegen negativer Art sind. Beseitigung des Bedürfnisses, Befreiung von Schmerz erzeugt wieder neues Bedürfnis und neuen Schmerz. Es führen uns deshalb auch die Dichter ihre Helden stets nur im Ringen und Kämpfen um ein Glück oder Gut ausführlischer vor Augen, verzichten jedoch auf eine weitergehende Schilderung dieses Glücks nach seiner Erlangung. Der Umstand, daß mir mit dem Besitz des ersehnten Gegenstandes, mit der Erfüllung des Willens der Gattung die dichterische Quelle in der alltäglichen Prosa des Lebens bald versiegte, ließ mich beizeiten erkennen, daß ich nicht zum Priester Apollon berufen sei und es sich deshalb nicht verlohne, diese Kunst noch weiter praktisch auszuüben. Die Wichtigkeit dieser Erkenntnis fand ich später bestätigt in den Worten Hans Sachsens:

Mein Freund! In holder Jugendzeit,
Wenn uns von mächt'gen Trieben
Zum sel'gen ersten Lieben
Die Brust sich schwellet hoch und weit —
Ein schönes Lied zu singen
Noch' vielen da gelingen:
Der Lenz, der sang für sie.
Kam Sommer, Herbst und Winterzeit
Viel Not und Sorg im Leben,
Manch ehlich Glück daneben,
Kindtauf, Geschäfte, Zwist und Streit:
Denen's dann noch will gelingen
Ein schönes Lied zu singen.
Seht, Meister nennt man die.

Künstlerisches Schaffen entspringt eben in der Hauptsache dem Unter- oder Traumbewußtsein, das bei wahren Künstlern stärker und dauernder tätig ist als bei Dilettanten. Die Inspiration des Künstlers ist direkte Eingebung des Unbewußten aus den Tiefen des eigenen Selbst. Jener für manchen Dichterling betrüblichen Erscheinung des Nachlassens der künstlerischen Eingebung begegnen wir auch sonst in der Natur, indem beispielsweise der Gesang gerade der leistungsfähigsten Singvögel, die zur Minnezeit sehnlichst auffauchen und ausschlagen in seelenvollem Lied, mit Beginn des Brütens alsbald ein Ende nimmt oder indem die Blütenpracht der Pflanzenwelt nach erfolgter Befruchtung verwelkt und absterbt, ein Umstand, der allen zurückgebliebenen Poetastern zur Beruhigung dienen mag.

Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
Reißt der schöne Wahn entzwei.

Fritz Droop / Irma. Skizze

Vor dem Seiteneingang der ehrwürdigen Stadtkirche zu Sankt Anna stand an jedem Sonntag morgen ein kleiner zweirädriger Krankenwagen, wie ihn die Bahnen und Beinranken gebrauchen. Das kleine Gefährt gehörte einer Schülerin, die sich auf den Beruf der Handarbeitslehrerin vorbereitete. Sie wollte einmal in dem Krüppelheim unterrichten, in dem sie selbst erzogen worden war. Die Schulbehörde hat trotz der Krankheit des Mädchens ihre Erlaubnis gegeben, und die Vorsteherin des Instituts war überzeugt, daß Irma — wie wir sie kurz nennen wollen — eine tüchtige Lehrerin abgeben werde. Das hatte zwar noch eine Weile Zeit, denn Irma war erst 17 Jahre alt. Ein kindhaft zartes Madonnen Gesicht saß zwischen Schultern, die eine größere Last zu tragen schienen, als den von breiten Flechten umwundenen Kopf. Und doch schien es, als sei sie ihren Mitschülerinnen zeitlich um zehn oder mehr Jahre voraus. Wer in Gesichtern zu lesen verstand, der gewahrte vor allem den sonderbaren Gegensatz zwischen dem Ernst der bleichen Stirn und den firschröten Lippen, die geschaffen schienen, die festesten Küsse zu schenken. Mancher Jüngling machte unwillkürlich in ihrer Nähe Halt, um das anmutige Bild zu bewundern, bis sein Blick an dem Wagen herabglitt und seine Augen die hilflosen Beine des Mädchens gewahrten.

Sie selbst streichelte ihre bleischweren Glieder oft mit beiden Händen, als müsse sie ihnen etwas Liebes, Tröstendes sagen. Das geschah besonders, wenn ihre Freundinnen zur Wandertour oder Skifahrt rüsteten oder die Klänge einer Tanzmelodie aus festlichem Kreise zu ihr herüberdrangen. Neidlos folgten ihre Augen den Mitschülerinnen in die Turn- und Schwimmstunde; ihre Phantasie ließ sie an den Wettkämpfen der Stärksten teilnehmen, und im Traum hatte sie einmal den berühmten Schnellläufer, dessen Bild in allen Zeitungen der Welt zu sehen war, den Rang streitig gemacht. Aber aus allen Ausschreitungen der Einbildungskraft, die gegen ihr körperliches Schicksal rebellierten, hatte Irma immer wieder zu einer gesethten Haltung des Verzichts zurückgefunden.

Die Kirche zu St. Anna war Irmas feilischer Ankerplatz. Da landete sie ihren Kummer, wenn die Schmerzen der leblosen Füße einen Schatten auf ihre Zukunft werfen wollten oder die Erinnerung an ihre tote Mutter sie mit banger Sorge erfüllte; auch die Mutter, deren Bild sie in dankbarer Treue jeden Morgen an die Lippen drückte, war lange gelähmt gewesen, und Irma wußte, daß das letzte Gebet der Guten der Gesundheit ihres Kindes gegolten hatte. Heute war es ihr besonders schwer ums Herz, und als sie sich mit stählischen Anzeichen des Schmerzes zu der ersten erreichbaren Bank schleppte, konnte sie den Tränen nicht mehr wehren. Dann saß sie zusammengekauert, bis das Orgelspiel erklang und ihre gesenktenlider wieder aufwärts zog.

In der Bank hinter ihr lehnte ein alter Herr, dessen besonderes Interesse der Architektur der alten Kirche galt. Ein Fremder offenbar, der den Bau zum erstenmal sah und nun von seinem Plaze aus, so gut es ging, Säulengang und Decke der Kirche studierte. Es war ihm nicht entgangen, daß die Seitentür sich öffnete, und sein Blick hatte die mühseligen Schritte des Mäd-

chens verfolgt, die sich immer nur bis zur Tür helfen ließ, um das Augenmerk der Kirchenbesucher nicht auch noch durch ihre Begleitung auf sich zu ziehen. Der alte Herr hatte das Leiden Irmas gleich erkannt, und als er ihre gestrickte Mühe und den schlichten Mantel des Mädchens gewahrte, war es ihm, als müsse er ihm irgendeine Wohltat erweisen. Er zog seine Börse, nahm einen Taler heraus und drückte dem erstaunten Mädchen, während er an ihr vorüberging, das Geldstück in die Hand.

Irma wußte nicht, wie ihr geschah. Sie drehte den Taler hin und her. Es war ihr, wie dem Mädchen mit den Sternmalern, so strahlte das neue Geldstück sie an; in ihrer Kinderseele klang es wie Musik aus einer fast verlorenen Welt der Liebe. Aber fast gleichzeitig drängte sich in die Symphonie der Freude, die sie durchbraute, ein falscher Ton, ein herber Misstakt. War denn der Taler wirklich für sie bestimmt? Sollte dieses Geschenk nicht ein Almosen sein für einen Armen, der des Geldes bedürfte, um seinen Hunger zu stillen, seinen Durst zu löschen? ... War sie denn arm? Sie sah besäimt nach rechts und links, zu prüfen, ob man sie wohl beobachtet habe, als der alte Herr das Gotteshaus verließ. ... Sie hatte plötzlich ihre Ruhe verloren und grübelte traurig über das sonderbare Ereignis nach; erst als der Pfarrer den Segen über die Gemeinde sprach, sammelten sich die jah zerstreuten Strahlen ihrer ersten Freude zu neuer lichter Fülle. Sie durchlebte die Worten des Schenkens in allen Formen und suchte mit dem Aufgebot ihrer stets bereiten Phantasie nach einer Möglichkeit, den Taler im Sinne des unbekanntem Wohltäters zu verwenden. Von jedem Leid geht eine Sonne aus.

Irma war so sehr mit ihren Gedanken beschäftigt, daß sie fast vergessen hätte, ihrer Begleiterin von ihrem Glück zu erzählen. Als sie einen Bettler überholten, glaubte sie, es sei ein Wirt vom Himmel; aber als ihr Wäglein hielt, hatte sie wieder Bedenken und sagte: nein; mein Taler ist zu etwas Besonderem ausersehen. Bald blickte sie einem hinkenden Mütterlein nach, bald folgte ihr suchendes Auge mitleidig der Gestalt eines Kriegskrüppels, dessen Holzbein über das harte Straßensplaster stampfte. ... Die rechte Lösung wollte sich nicht finden. Aber wer sagte, daß eine solche Lösung von außen her gefunden werden sollte? Und plötzlich ward es ihr zur Gewißheit: sie durfte ihren Taler nicht verschenken, sie mußte ihn verwahren, bis — ja bis sie eben fühlte, daß der rechte Augenblick gekommen sei. Wenn sie erst Lehrerin wäre und tiefer in die Herzen der Menschen zu sehen vermöchte, würde sie schon Gelegenheit haben, mit dem Gelde irgendeine kleine Not zu lindern.

Mit diesem Bewußtsein ging sie abends schlafen, mit diesem Ausblick stand sie morgens wieder auf. Hundertmal nahm sie den blinkenden Taler zur Hand, um ihn hundertmal im Geiste zu verschenken. So wurde das Geldstück zu einer immer neuen Quelle des Glückes. Wenn sie dann Sonntags wieder auf dem Plaze in der Kirche saß, dann huschten ihre Blicke voll heiliger Erwartung über die Bänke rechts und links; aber der alte Herr kam nicht wieder. Jedes große Erlebnis ist, wie alles Wunderbare, nur einmal da im Leben. Aber die Erinnerung lag wie ein goldener Schein über Irmas späteren Tagen.